

# Eine Schweizerkolonie in Brasilien

## Ein Rückblick — und eine Aufgabe

Von Fritz R. Allemann, zurzeit in Encarnacion (Paraguay)

Wenn heute in der Schweiz, nicht ohne kräftigen Anstoss von aussen her, das Gefühl für die kulturelle Selbständigkeit der Eidgenossenschaft wieder stärker zu werden beginnt, wenn in der Abwehr gegen Überfremdungs- und «Gleichschaltungs»-Versuche von Nord und Süd das Schlagwort von der «geistigen Landesverteidigung» auch in Kreisen vernommen wird, die bisher der Eigenart unserer Heimat recht kühl oder gar mit deutlich abwehrender Geste gegenübergestanden sind, wenn man zu erkennen beginnt, dass Schweizer-tum nicht nur eine politische, sondern auch eine geistige Kategorie ist, dann darf man vielleicht hoffen, dass auch in der Politik gegenüber den Auslandsschweizern etwas von diesem neuen Geist Einzug halten wird. Es ist nachgerade zum Gemeinplatz geworden, dass es in Bern eine Auslandsschweizer-Politik im Sinne einer klaren Orientierung und eines umfassenden Systems von Massnahmen bisher einfach nicht gegeben hat: was für die Auslandsschweizer geschieht, ist Zufallsergebnis, ohne einheitliche Linie, ohne deutliches Bewusstsein für die Aufgaben, die zu erfüllen wären. Es sei nur an die schon Jahre dauernde und doch so fruchtlose Debatte über die Militärsteuer erinnert, die noch nicht über Sonntagsblatt-Rhetorik hinausgediehen ist. Wo überhaupt etwas getan wird, da liegt die Initiative nicht bei den Bundesbehörden, sondern bei einzelnen aktiven Gesandtschaften und Konsularvertretungen oder bei privaten Institutionen wie dem Auslandsschweizer-Sekretariat der Neuen Helvetischen Gesellschaft.

Dass dem so ist, hat nicht zuletzt seinen Grund in der Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit gegenüber den Problemen der Auslandsschweizer. Und diese Gleichgültigkeit wiederum entspringt fast immer nicht irgendeinem bösen Willen, sondern dem Mangel an Wissen. Wer hat heute in der Schweiz ein exaktes Bild davon, was die Schweizer beispielsweise in den Einwanderungsländern Amerikas, in den Vereinigten Staaten, in Argentinien, Chile, Uruguay, Paraguay und Brasilien geleistet haben? Vollends jene, die nicht mehr Schweizerbürger sind, die Kolonisten, die sich auf fremdem Boden eine neue Heimat geschaffen haben, juristisch einem andern Staatsverband angehören, die Pflichten ernst nehmen, die ihnen gegenüber ihrem zweiten Vaterland erwachsen, und die dabei doch bewusst um die Wahrung ihrer Eigenart ringen — wer kennt sie? Wer gibt sich Rechenschaft darüber, dass in zahlreichen Überseeländern seit vielen Jahrzehnten kleine Schweizer Volksgruppen siedeln, die sich

schon seit Generationen in einer andersgearteten Umgebung behaupten müssen, verstreut, ohne Zusammenhalt, oft ohne voneinander zu wissen?

Und weil man sich über diese Tatsache nicht klar ist, weil man nichts vom Leben dieser Schweizer weiss, die Schweizer geblieben sind, auch wenn ihnen kein Bürgerbrief mehr das Recht gibt, sich Schweizer zu nennen — darum kann man auch so schwer ermessen, welche Werte hier geschützt werden müssen und geschützt werden können, wieviel Schweizertum kulturell der Erhaltung fähig ist, wenn man nur will.

Darum geht es nicht nur ein paar «Spezialisten» und «Sachverständige» an, wenn heute das Werden und das Leben einer dieser Schweizerkolonien der Vergessenheit entrissen wird. Schlimm genug für die Schweiz, dass es ein Fremder ist, der sich dieser Aufgabe unterzogen hat: Dr. Franz Weizinger, als Süddeutscher schweizerischer Mentalität näher als manche seiner Landsleute, hat auf Anregung und im Auftrag des «Schützenvereins Helvetia» die Geschichte der Schweizerkolonie Helvetia im Staate Sao Paulo (Brasilien) geschrieben<sup>1)</sup>. Es ist eine Festschrift, herausgegeben zum fünfzigjährigen Jubiläum des Schützenvereins der Kolonie, der das Zentrum aller Bestrebungen bildet, die die Bande zwischen der Kolonie und der alten Heimat immer wieder aufs neue knüpfen. Wahrhaftig, man möchte manchem Schützenverein in Schweizerlanden wünschen, dass er das Patronat über ein solches Werk übernehme: denn was hier auf 200 Seiten in deutscher und portugiesischer Sprache niedergeschrieben, an Bildern (der Band umfasst allein 165 Illustrationen), Karten, dokumentarischem Material und überaus instruktiven Stammtafeln gesammelt worden ist, das geht weit über das hinaus, was man sonst in derlei Festschriften zu lesen gewöhnt ist. An Umfang — und, vor allem, an Niveau: denn die sechzig Seiten des deutschen Textes (ohne alle Anhänge, Dokumente, Illustrationen, die zusammen einen noch wesentlich grösseren Raum einnehmen) sind mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geschrieben und, was am angenehmsten berührt, mit einer vorsichtig abwägenden, verständnisvollen Objektivität, die nicht des lauten Pathos und des Jubiläum-Traras bedarf, sondern es wagen kann, auch auf die Schattenseiten, auf delikate Probleme, auf minder günstige Entwicklungssymptome aufmerksam zu machen. Gerade dadurch wird das Werklein — das ja keinerlei literarische Ansprache macht, sondern einfach sammeln will, was sich bis heute noch an Material aus der Geschichte der Kolonie erhalten hat, und das zugleich sozusagen eine Bestandesaufnahme darstellt, eine Inventur der Gegenwart, die Fixierung des gegenwärtigen Augenblicks im steten Umwandlungsprozess, dem jede menschliche Gemeinschaft unterworfen ist — gerade dadurch wird diese Chronik einer Einzelkolonie auch für den Aussenstehenden, für den Schweizer innerhalb der eidgenössischen Landesgrenzen, für den handelnden Politiker zu einem überaus wertvollen Dokument.

Und der Verfasser dieses Artikels hat während seines Besuches in Helvetia selber feststellen können, dass Dr. Weizinger mit seiner Kritik an einzelnen

---

<sup>1)</sup> Dr. Franz Weizinger, «Colonia Helvetia no Brasil». Helvetia 1935. Gedruckt bei den Escolas Profissionais Salesianas, Alameda, Barao de Piracicaba 48, Sao Paulo (Brasilien). Der Band dürfte in kurzer Zeit auch durch die schweizerischen Buchhandlungen zu beziehen sein.

Entwicklungserscheinungen keineswegs subjektive Ansichten vertritt, sondern die Meinung der besonnensten, der Schwierigkeiten des Augenblicks bewusstesten Führer der Schweizerkolonisten wiedergibt.

\*  
\*  
\*

Die Kolonie Helvetia, mitten im zentralen Kaffeegebiet von Sao Paulo, unweit der bedeutenden und aufstrebenden Grossstadt Campinas gelegen, durch Eisenbahn und Fahrstrassen mit ihren grossen Nachbarstädten verbunden, ist gewiss an Umfang und Bedeutung nicht mit den deutschen Siedlungen in Südbrasilien zu vergleichen. Ihre Struktur ist nicht einmal die einer eigentlichen Dorfsiedlung: ein lockeres Gefüge von Einzelfazenden, die sich über ein weites Gebiet verteilen und in ihrer Gesamtheit den geschlossenen Kernraum schweizerischen Besitztums bilden, dessen Zusammenhalt im wesentlichen durch Kirche, Schule und Vereinshaus hergestellt und organisiert wird, und der seinerseits das Zentrum einer ganzen Reihe von Tochterkolonien bildet. Im berühmten Ackerbaudistrikt zwischen Jundiáhy und Campinas nehmen die Fazenden der Schweizer, die durch gemeinsame Abstammung und durch ein dichtes Netz verwandtschaftlicher Beziehungen mit dem eigentlichen Helvetia verknüpft sind, einen grossen Raum ein, und darüber hinaus sind Söhne und Enkel der Kolonisatoren von Helvetia in neuerschlossene Ländereien im Innern des Staates gezogen und haben sich dort in ähnlicher Weise heimisch gemacht wie die Bewohner der Mutterkolonie: familienweise zusammenlebend, auf Fazenden, wo Vater und Söhne, oft auch noch entferntere Verwandte, jeder im eigenen Hause, nebeneinanderwohnen. Denn in der ganzen Kolonie bildet die wirtschaftliche Einheit nicht das Individuum, sondern die Familie; die eigentliche Entstehung von Helvetia als selbständige Siedlung unabhängiger Grundbesitzer geht auf einen kollektiven Landkauf mehrerer Familien zurück, und man kann auch im eigentlichen Dorfbezirk sehr häufig, ja geradezu als Norm, die Güter antreffen, auf denen die Häuser von Vater, Söhnen und Schwiegersöhnen mit den Hütten der «Colonos» und «Camaradas», der Landarbeiter, im Zentrum der Fazenda zu einer Art Weiler zusammentreten <sup>1)</sup>.

Die Tatsache, dass die Kolonie Helvetia, wie der Autor der Festschrift richtig bemerkt, nicht eine rein territoriale Gemeinschaft ist, sondern dass «ihre Reichweite erst dort endet, wo der letzte Obwaldner Einwanderer oder Nachkomme lebt, arbeitet, in der Familie seinen Urdialekt spricht und abends den täglichen Rosenkranz betet», diese Tatsache erschwert natürlich den Überblick über die gegenwärtige Grösse und Bedeutung der Schweizer Kolonisation in Sao Paulo. Der Begriff «Helvetia» umfasst eben einerseits eine bestimmte Siedlung (die wohl durch die Tatsache, dass der gesamte Grundbesitz

---

<sup>1)</sup> Es ist schade, dass Dr. Weizinger in seiner vortrefflichen Monographie die ökonomischen und soziologischen Probleme der Siedlung, wie sie sich vor allem aus der Landarbeiterfrage ergeben, nur gestreift und im übrigen das Schwergewicht etwas einseitig auf den biologisch-ethnologischen Aspekt der gegenwärtigen Problematik gelegt hat. Die Vermutung liegt nahe, dass hierbei neben praktischen Erwägungen, die sich aus dem Charakter einer Festschrift ergeben, die gegenwärtige Blickrichtung der deutschen geschichtlichen und volkskundlichen Forschungsarbeiten diese Einseitigkeit verschuldet hat.

heute in Schweizer Händen ist, ihren eigentümlichen Charakter erhält, die aber doch durch die andersvölkischen Landarbeiterfamilien und durch die gelegentlichen Mischehen mit Brasilianern ein Gepräge erhält, das sich mit der Vorstellung «Schweizerkolonie» nicht völlig deckt), andererseits eine völkisch-kulturelle Einheit aller in Brasilien lebenden Schweizerfamilien, die von dieser Siedlung ihren Ausgang genommen haben. Legt man die zweite Bestimmung zugrunde, die für alle politischen Überlegungen allein Geltung haben kann, so darf man die Zahl der Brasilien-Schweizer in und um Helvetia auf rund 1500 schätzen (bedauerlicherweise gibt Weizinger nirgends eine genaue Zahl an, spricht nur einmal im Zusammenhang mit der Frage der ethnischen Integrität der Kolonie von einer Bevölkerung von 2000 Seelen, ohne zu präzisieren, auf welche Bevölkerung sich diese Zahl bezieht).

Anderthalbtausend Schweizer, vorsichtig gerechnet, anderthalbtausend Obwaldner und Nachkommen von Obwaldner: das ist schon ein respektables Stück Schweizertum, um das man sich vom Mutterland aus mehr kümmern dürfte, als das bisher geschehen ist. Und allein in Brasilien gibt es noch eine ganze Reihe weiterer, wenn auch kleinerer Kolonien: eine Walliser in Rio Grande do Sul, eine von Schwyzern und Aargauern ausgehende in Espirito Santo, eine jüngere, erst nach dem Weltkrieg gegründete «Nova Helvetia» im Bereich des deutschen Siedlungsraumes von Santa Catharina, die mit grössten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Und in der unmittelbaren Nachbarschaft von Helvetia selbst, in Friedburg, haben sich Berner zusammen mit holsteinischen und mecklenburgischen Immigranten angesiedelt: hier hat sich die Scheidung mehr nach religiösen als nach nationalen Gesichtspunkten herausgebildet; die Berner Protestanten haben mit dem durch und durch katholisch-urschweizerischen Helvetia wohl freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, aber doch keine eigentliche Vertrautheit gefunden und sind dann von selbst näher an die nord-deutschen Glaubensgenossen herangerückt.

\* \* \*

Was Helvetia sein eigentümliches Gepräge gibt, ist die ausserordentliche, in diesem Masse in grösseren Kolonien überaus seltene völkische und stammesmäßige Geschlossenheit. Die «Schweizerkolonie» ist eine reine Obwaldnerkolonie; Sarnen und Giswyler Familien, teils schon von der Schweiz her miteinander verwandt, machen das Gros der Einwanderer aus; der Obwaldner Dialekt (und zwar besonders die härtere, kräftigere Giswyler Mundart) ist noch immer die Sprache der Helveto-Brasilianer neben dem langsam eindringenden Portugiesisch, und die Verbindung mit dem Heimatkanton ist durch alle Jahrzehnte hindurch niemals gänzlich abgerissen. Seit 1854 die ersten Kolonisten aus Obwalden den Weg nach Brasilien angetreten haben, ist die Nachwanderung, die in mehreren Schüben vor allem in den achtziger Jahren erfolgte, immer wieder aus demselben kleinen Gebiet gekommen — so dass heute zwischen den Einwanderern aus der Mitte und denen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts kaum mehr ein Unterschied besteht, es sei denn, dass in den jüngeren Generationen, die vom ersten Schub der Immigration ihren Ausgang nehmen, die

Angleichung an die Umwelt schon erheblich weiter fortgeschritten ist als unter den Kindern und Enkeln der später Hinzugekommenen, bei denen das Bewusstsein der schweizerischen Abstammung noch immer in einer betonten Pflege eidgenössischer Tradition seinen Ausdruck findet.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Kolonie Helvetia noch einmal zu schreiben. Man möchte nur wünschen, dass möglichst viele Schweizer, dass besonders alle, die irgendwie an die Auswanderung denken, die Darstellung Weizingers lesen. Es entrollen sich darin erschütternde Bilder von dem Elend, den unerträglichen Lebensbedingungen, der drückenden Schuldklaverei, die die Immigranten in Brasilien an Stelle der erhofften Reichtümer vorfanden. Der Autor arbeitet deutlich den Unterschied zwischen den beiden Einwanderungen von 1854 und 1880/87 heraus, zeigt (was man für den Leser in der Schweiz dreifach unterstreichen sollte), wie gering die Zahl der Familien ist, die den Bedingungen der ersten Ansiedlung gewachsen waren, wie verheerend sich der Übergang in Verhältnisse von ungewohnter Primitivität, in eine völlig andersgeartete Sozialordnung und in ein dem Schweizer zutiefst fremdes Milieu gestaltet hat, aber auch wie die zweite Ansiedlung, die unter einer klaren Führung erfolgte, alle Erfahrungen der vorangehenden verwerten konnte und zugleich dadurch, dass sie in ein bereits von Schweizern vorbereitetes Gelände einrückte, von Anfang an den «Chock» der Begegnung mit der fremden Umwelt minder stark verspürte.

Die Lehre dieser doppelten Einwanderung kann von der Schweiz aus nicht genug beherzigt werden. Gewiss, auch von den ersten, die ihre Heimat verliessen, haben sich einige Familien durchzubeissen gewusst, und auch sie gehören heute zu den grössten Grundbesitzern ihrer Gegend. Aber weit erheblicher ist die Zahl derer, die verkamen, bettelarm zurückkehrten, elend zugrunde gingen: «frühzeitig im Elend verstorben», «ohne Nachkommen, alle tot», «drei Kinder auf dem Meere gestorben», oder einfach «alle tot»: das sind Bemerkungen, die im Verzeichnis der vierunddreissig Ureinwanderer-Familien immer wiederkehren. Während andererseits Weizinger mit Recht von den Kolonisten der achtziger Jahre sagen kann: «Es hat bei dieser Auswanderung im grossen und ganzen wirklich nichts gefehlt. Die Garantien auf Gelingen waren schier hundertprozentig.»

Wenn heute im Zusammenhang mit dem Krisenprogramm der Bundesregierung auch von einer stärkeren Förderung der Auswanderung unter Bundeskontrolle und mit Bundeshilfe die Rede ist, dann könnte die Geschichte von Helvetia manchen Fingerzeig geben.

\* \* \*

Der erste Gesichtspunkt, der sich aus Weizingers Festschrift für eine systematische Auswanderungspolitik gewinnen lässt, ist die ungeheuer positive Bedeutung der Homogenität einer gegebenen Einwanderergruppe. Es ist bekannt, wenn auch von der Politik der Einwanderungsstaaten im Hinblick auf die Assimilationsbestrebungen und den kulturellen Nationalismus dieser jungen Länder nicht gerne zugegeben, dass sich in der Praxis die gemischte

Siedlung mehrerer Nationalitäten immer der national einheitlichen, geschlossenen unterlegen zeigt, und dass darum auch die erste Form immer in die zweite überzugehen tendiert, durch Abwanderung, Auskauf oder langsame Aufsaugung der schwächeren Gruppe durch die stärkere. Kein Zweifel, dass der Erfolg der Schweizer in Helvetia zu einem guten Teil auf diese Homogenität zurückzuführen ist. Kein Zweifel aber auch, dass bei einem Land mit derart ausgesprochen föderalistischen Eigentümlichkeiten wie der Schweiz die Homogenität einer Auswanderergruppe durch die bloße Tatsache ihrer Schweizerbürgerschaft nicht gewährleistet wird. Je verwandter die Siedler sind, je enger ihre Bindungen, desto besser sind die Voraussetzungen für ein Gelingen des Experiments. Und jede Verpflanzung einer Menschengruppe aus ihrem bisherigen Lebensraum in einen neuen muss als Experiment betrachtet werden und trägt in sich die Gefahr des Misslingens, wenn nicht sorgfältig alle Ergebnisse der vorhergehenden Versuche in Rechnung gestellt werden.

Das heisst nicht, zum Erfolg einer Kolonisation sei es unbedingt notwendig, dass alle Auswanderer aus demselben Kanton stammen, wie es bei Helvetia der Fall war. Dass man aber gewisse Bedingungen beachten muss, nicht Bergbauern mit Industriearbeitern, Protestanten mit Katholiken, Deutsche mit Welschen, Baselbieter mit Appenzellern zusammenspannen kann, will man ein gedeihliches Arbeiten erzielen — daran freilich sollte man denken. Gleichheit der Abstammung, der Mundart, der sozialen Herkunft, der Weltanschauung: je mehr von diesen Voraussetzungen erfüllt sind, desto besser wird das Ergebnis sein. In Helvetia waren sie alle im höchsten Grad erfüllt — und darum ist es eine Musterkolonie geworden.

Diese Homogenität hat aber allerdings andererseits auch ihre Bedenklichkeit. Nachdrücklich weist Weizinger darauf hin. Bleibt die Kolonie stationär, zieht sie nicht neue Auswandererschichten nach, so ist die Inzucht kaum zu vermeiden, und damit ist die Gefahr der rassischen Degeneration unmittelbar gegeben. In Helvetia bildet diese eines der grossen Gegenwartsprobleme, die über die Weiterexistenz der Kolonie entscheiden werden. Die Anzeichen einer unverkennbaren Dekadenz in der jüngsten Generation haben die geistigen Führer der Obwaldner Siedler schon ernsthaft zu beunruhigen begonnen, und gerade von diesem Punkte her ist das Interesse zu verstehen, mit dem sie sich nach dem Stand der Auswanderungsfrage in der Schweiz erkundigen. Denn es gibt nur zwei Wege, die allzuenge Versippung der Familien zu vermeiden: entweder das Aufgehen im Brasilianertum, das zugleich das Aufgeben der Schweizer Eigenart bedeutet, oder die Pflege der Nachwanderung, die Blutauffrischung von der alten Heimat her, der Zuzug neuer artgleicher, stammesverwandter Siedler, eine dritte Phase schweizerischer Einwanderung.

Hier berühren sich die Interessen der Auslandsschweizer-Politik (im Sinne der prinzipiellen Erhaltung schweizerischer Art und Tradition auch unter den Nachkommen jener Schweizer, die nicht mehr eidgenössische Staatsbürger sind) und der Auswanderungspolitik (als Bemühung um die Schaffung neuer Lebensmöglichkeiten im Ausland für alle, die in der Heimat kein Auskommen mehr finden können), die Interessen von Kolonie und Mutterland. Allein, diese Überlegung müsste dazu führen, den Wert der Pflege engster Beziehungen zwischen

der Eidgenossenschaft und ihren überseeischen Ablegern zu erkennen und einzusehen, dass die Schweiz, indem sie bewusste Volkstumspflege in Übersee treibt, keineswegs nur die Gebende ist, dass ihr vielmehr daraus für eine ihrer dringendsten und vor allem schwierigsten Gegenwartsaufgaben eine unschätzbare Hilfe erwächst.

\* \* \*

Es kommt aber ein Weiteres dazu, das schon oben angedeutet ist. Ein grosser Teil der missglückten Versuche überseeischer Siedlung — und gerade die Geschichte der Schweizer Kolonisation in Brasilien ist voll von solchen Fehlschlägen — resultiert aus dem unvermittelten und unvorbereiteten Auftreffen einer Volksgruppe, die aus bestimmten klimatischen, ökonomischen, sozialen, geistigen Voraussetzungen kommt, auf eine neue, völlig andersgeartete, nach anderen Gesetzen sich bewegende, von der bisherigen fundamental verschiedene Umwelt. Konkret: eine Schweizer Siedlung in Brasilien muss immer vom klaren Bewusstsein ausgehen, dass, ganz abgesehen von der klimatischen Verschiedenheit von Auswanderungsland und Einwanderungsland, das gesamte Lebensniveau in Brasilien ein anderes ist, dass die Massstäbe sozialer Wertung ungeheuer differieren, dass, um ein Beispiel herauszugreifen, der brasilianische Grossgrundbesitz erst vor weniger als fünfzig Jahren von der Sklavenwirtschaft zur freien Landarbeiterwirtschaft übergegangen ist und in manchen sonst für den Europäer nicht ungeeigneten Gegenden noch immer Arbeit, vor allem landwirtschaftliche, als Sklavenbeschäftigung und damit als entehrend betrachtet wird — zu schweigen von der Verschiedenheit der Lebens- und Arbeitsbedingungen in beiden Ländern. Es ist klar, dass die neue Umgebung für den Einwanderer auch den Kontakt mit einer neuen Mentalität bedeutet, und diese Mentalität ist durch eine kolonial-feudale, agrararistokratische Vergangenheit geformt, die fast überall noch kräftig sich geltend macht und sich mit der demokratisch-bürgerlichen Wertskala, die der Schweizer mitbringt, schlecht verträgt. Es wäre falsch, zu glauben, dass diese Schwierigkeit nur für die Landarbeitersiedlung auf Latifundiengütern gelte. Sie tritt überall auf, wo Neukolonisten und hundertprozentige Brasilianer bzw. vollassimilierte frühere Einwandererschichten aufeinandertreffen. Sie wird sich selbst dort nicht völlig vermeiden lassen, wo den Schweizern durch den Kontakt mit einer bereits bestehenden Siedlung von Landsleuten zumindest das Gefühl genommen wird, in eine fremde oder gar feindliche Welt versetzt zu sein. Denn auch bei den Schweizer Alt-Einwanderern ist ja die Angleichung an koloniale Denkweise gerade in den praktischen Fragen der Arbeitsorganisation und der Arbeitsbeziehungen schon weit vorgeschritten — notwendig, da diese Angleichung eine Bedingung der Selbsterhaltung ist —, und der frisch hinzukommende Schweizer wird bei aller heimatlichen Vertrautheit, die ihm das Hineinwachsen in die neuen Verhältnisse erleichtert, diese Verschiedenheit der Auffassungen und der Begriffe schmerzlich verspüren.

Aber gerade deshalb ist es doppelt nötig, dass er von Anfang an eine Beziehung findet, dass er in ein Milieu kommt, das ihm nicht sogleich abstossend-feindlich gegenübertritt. Hierin liegt der Wert, um nicht zu sagen die Not-

wendigkeit, eines engen Anschlusses der Neu-Kolonisation an die Alt-Kolonisation. Vorbereitung und Überleitung aus den alten Verhältnissen in die neuen sind eine zweite Grundbedingung erfolgreicher Auswanderungspolitik, die sich ohne Schwierigkeit aus Weizingers Geschichte des bestgeglückten schweizerischen Siedlungswerkes in Brasilien herauslesen lassen.

Zur Vorbereitung und Überleitung gehört auch etwas, das zweifellos dem heutigen Schweizer ausserordentlich schwer fallen wird: der selbständigen Festsetzung auf eigenem Grund und Boden sollte eine Art Lehrzeit vorausgehen, die nicht anders als im Einwanderungsland selber durchgemacht werden kann. Es wäre auf jeden Fall wünschenswert, den zukünftigen Landwirt zuerst als Landarbeiter in die Eigentümlichkeiten der völlig andersgearteten Agrikulturmethoden Südamerikas einzuführen und ihn bei dieser Gelegenheit zugleich einer Probe auf seine körperliche und charakterliche Eignung zu unterziehen. Nicht jeder, der den Staub Europas von den Schuhen schütteln möchte, taugt deswegen für überseeische Siedlung. Im Gegenteil: die Arbeitsbedingungen sind jenseits des Ozeans weit härter, erfordern grösseren Kräfteaufwand, bieten aber freilich dem Zähen, Tüchtigen auch weit grössere Möglichkeiten. «Leute, die gleich als Fazendeiro beginnen oder als Lehrmeister auftreten wollen, sind nicht die geeigneten Ansiedler. Nur wer sich bequemen will, ein paar Jahre gleichsam als Lernender in der Landwirtschaft mitzuarbeiten, wird vorwärtskommen.» Man muss diesen Sätzen Weizingers durchaus beipflichten: sie gelten auch dann — und gerade dann —, wenn das Ziel der Auswanderung eine selbständige Bauernsiedlung (eventuell mit Staatshilfe) ist <sup>1)</sup>. Denn es geht natürlich nicht an, mit den beschränkten Mitteln, die für ein Kolonisationswerk zur Verfügung stehen würden, kostspielige Versuche zu machen; das Maximum bei einem Minimum an Aufwand wird aber nur dort erreicht werden können, wo die Gelegenheit besteht, vor der endgültigen Übergabe des «Sitio» an den Siedler dessen Eignung im Lande selber festzustellen.

Andererseits muss man durchaus anerkennen, dass für den Auswanderer, der an den relativen Komfort Europas gewöhnt ist, das Leben als Landarbeiter in einem südamerikanischen Staat, selbst wenn es nur vorübergehend gedacht ist, ausserordentliche Schwierigkeiten bietet. Auch von diesem Gesichtspunkt aus wäre es nur zu begrüssen, wenn die Möglichkeit einer Art «Durchgangsetappe» etwa in der Art geschaffen würde, dass frisch von Europa kommende Schweizer in den verschiedenen bestehenden Schweizerkolonien zuerst als Landarbeiter und «Lehrlinge» eingesetzt würden. Die Schweizerkolonien bieten zwar kaum weniger primitive Bedingungen für ihre Arbeitskräfte als die anderen

---

<sup>1)</sup> Es ist unmöglich, in diesem Zusammenhang die Problematik zu erörtern, die darin besteht, dass (mindestens nach bisherigen Erfahrungen) für die Auswanderung praktisch fast ausschliesslich landwirtschaftlich geschulte Kräfte in Frage kommen, während die dringendste Notwendigkeit für die Schweiz die Placierung industrieller Arbeitsloser wäre. Eine der Hauptschwierigkeiten ist die Tatsache, dass eine Bauernsiedlung ihrem Wesen nach auf Eigenbesitz gegründet ist, also durch die Aussicht auf baldige Selbständigkeit eine Kompensation für die Primitivität des Lebensniveaus bietet, während die industrielle Arbeitsorganisation einen solchen Ausweg in die Selbständigkeit höchstens als Ausnahme bietet, wodurch die faktisch zweifellos vorhandenen Möglichkeiten einer Industriesiedlung psychologisch fast unrealisierbar werden.

Fazenden; ihr ungeheurer Vorteil besteht aber darin, dass einmal die allgemeine Eingewöhnung in das neue Leben dort rascher erfolgen kann, wo ein starker Kontakt mit den Alt-Ansiedlern besteht, und dass dann bei den Schweizern wohl die äusseren Lebensbedingungen schwer, aber die sozialen Unterschiede viel weniger stark betont sind. Ein Schweizer Einwanderer wird beispielsweise in Helvetia, unter der Voraussetzung, dass er als Arbeiter seinen Mann stellt, durchaus nicht für sozial ungleichwertig gehalten, auch wenn er de facto dieselbe Arbeit verrichtet wie ein beliebiger Neger-«Colono».

\* \* \*

Ein dritter Gesichtspunkt schliesslich, der in der Festschrift nicht näher ausgeführt wird, der aber in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden darf, ist die Überlegenheit der organisierten Einwanderung über die spontane. Zwar könnte ein oberflächlicher Leser aus der Geschichte von Helvetia den gegenteiligen Schluss ziehen: die Einwanderung von 1854, die so zahlreiche Opfer forderte, ist von einer Kolonisationsgesellschaft durchgeführt worden, während die der achtziger Jahre auf der freien, in mehreren kleinen Gruppen erfolgenden Einreise beruhte. Aber in beiden Fällen verführt der äussere Schein zu falschen Schlussfolgerungen. Der erste Menschenschub kam zwar «organisiert», aber es handelte sich dabei um eine private, spekulative Organisation, der keinerlei Erfahrungen zugrunde lagen, eine Organisation, die nicht von den Bedürfnissen der Siedler, sondern von kaufmännischen Überlegungen ausging, durchgeführt von einer Art Menschenhandels-Gesellschaft, die wahllos Fähige und Unfähige, tüchtige Bauern und gescheiterte Existenzen nach Brasilien verfrachtete, ohne sich weiter um das Ergehen der Leute zu kümmern (Weizinger erwähnt, dass von rund 150 Personen 35 schon auf der Überfahrt starben und weitere 24 bereits in den ersten Monaten den Strapazen der Reise und der ungewohnten Arbeit unter schlechtesten Bedingungen erlagen!). Andererseits handelte es sich bei den verschiedenen Einwanderungen der achtziger Jahre zwar um Privatinitiative; aber jede einzelne Gruppe trat den Weg an unter einer bestimmten Führung, wurde planmässig von den Erst-Ansiedlern aus Obwalden nach Brasilien geholt, kam von Anfang an in klare Verhältnisse. Die 14 Familien von 1880 brachten gar ihren eigenen Pfarrer aus der Schweiz mit! In Wirklichkeit handelte es sich also bei der ersten Einwanderung um ein organisiertes, aber durchaus anarchisches Unternehmen, während die zweite, trotz ihrem formal «freien» Charakter, planmässig erfolgte, wenn auch (im Gegensatz zur heutigen Lage der Dinge), die Initiative von Brasilien, von den Alt-Kolonisten ausging.

Heute mehr als je ist Planmässigkeit die Hauptbedingung für den Erfolg der Auswanderung. Planmässigkeit in der Auswahl der Menschen, Planmässigkeit in der Schulung, Planmässigkeit in der Placierung auf Lern-Landarbeiterstellen, Planmässigkeit im Aufbau der neuen Bauernsiedlung, Planmässigkeit in der Finanzierung, Planmässigkeit in der Regulierung der Beziehungen zwischen Kolonie und Mutterland einerseits, zwischen den verschiedenen Kolonien im selben Land andererseits, Planmässigkeit in der ferneren wirtschaftlichen und

kulturellen Betreuung. Die beiden grossartigsten und erfolgreichsten Siedlungswerke der Nachkriegszeit, die dem Verfasser bekannt sind, die jüdische Kolonisation in Palästina und die japanische in Brasilien, verdanken ihren Erfolg (neben der Homogenität und der gründlichen Vorbereitung der eingesetzten Siedler, die beide ja wiederum ein Ergebnis organisatorischer Bemühungen sind) eben dieser strikten Planmässigkeit von der ersten bis zur letzten Etappe.

\* \* \*

Voraussetzung einer planmässigen Auswanderungsförderung ist also, unter welchem Aspekt man auch das Problem betrachte, eine innige Zusammenarbeit der zuständigen Schweizer Behörden mit den bereits bestehenden überseeischen Kolonien schweizerischen Ursprungs. Dass auf der Seite der Übersee-Schweizer Bereitschaft zu einer solchen Zusammenarbeit besteht, ist sicher. Die Dauerhaftigkeit dieses gemeinsamen Wirkens aber — und damit kehren wir zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurück — ist gebunden an eine prinzipielle Neuorientierung in der Politik gegenüber den Schweizerkolonien, an eine aktivere Bereitschaft, im Rahmen des Möglichen ihren Bedürfnissen Rechnung zu tragen, an die Erkenntnis, dass alle diese Kolonien Zellen eidgenössischen Lebens sind, für deren Erhaltung und Stärkung getan werden muss, was getan werden kann.

Dabei handelt es sich für die Schweiz natürlich nur um die kulturelle Integrität ihrer Auslandssiedlungen. Selbstverständlich sind die Übersee-Kolonisten in dem Augenblick, in dem sie sich zum Bleiben in der neuen Heimat entschlossen haben, für den Schweizer Staat verloren. Unser Land ist weder mächtig genug, seinen politischen Einfluss auf die Auswanderer und deren Nachkommen aufrechtzuerhalten, noch liegen solche Ziele überhaupt in unserem Interesse. Wer weiss, welchen Bedenken, ja welcher offener Feindschaft Musterkolonisationen wie die deutsche, italienische und japanische beispielsweise in Brasilien oft begegnen, der wird den Vorteil zu schätzen wissen, der sich der Schweizer Siedlung eben dadurch eröffnet, dass bei ihr die Gefahr imperialistischer Hintergedanken nicht gefürchtet wird und dadurch unsere Beziehungen zu den Immigrationsländern sich einfacher gestalten und das gegenseitige Vertrauen garantiert ist. Die einzig mögliche nationale Politik ist die eines (stillschweigenden oder ausdrücklichen) Paktes mit dem Staate, der der Schweizer Einwanderung Raum gewährt: wir verzichten darauf, politische Rechte auf unsere Staatsangehörigen geltend zu machen, erleichtern ihnen die Erwerbung der neuen Staatsbürgerschaft; ihr verschont uns dagegen mit nationalistischen Assimilationsversuchen, gewährleistet den Schweizerkolonien die kulturelle Autonomie, legt unsern unpolitischen Schutzbestrebungen keine Hindernisse in den Weg.

Eine solche Politik ist die einzige, die im Einklang mit den Realitäten steht, die beste Sicherung der Schweizer Eigenart, der stärkste Schutz unseres Volkstums im fremden Land.

\* \* \*

Volkstumspflege (ohne illusionäre politische Bewahrungshoffnungen), Kulturförderung (im Sinne betonter Erhaltung schweizerischer Eigenart), geistiger

Austausch zwischen Kolonie und Mutterland — es wird gewiss Leute geben, die sich fragen, ob das den Einsatz lohnt. Die Entscheidung darüber ist natürlich letzten Endes Weltanschauungssache. Aber die Mehrheit des Schweizervolkes wird zweifellos auf dem Standpunkt stehen, dass einige Opfer dafür sich lohnen, dass für uns Schweizer Schweizertum (jenseits nationalen Hochmuts und vollends fernab allen Theorien rassischer Überlegenheit) einen Wert bedeutet, der darum nicht geringer ist, wenn er auch nicht kommerziell greifbar und in Ziffern auszudrücken ist, dass Schweizerkolonien, die wie das brasilianische Helvetia weit und breit im neuen Lande als Musterkolonien gerühmt werden, mehr und besser für Schweizer Art sprechen als irgendwelche künstlich aufgezogene Auslandspropaganda das tun könnte.

Dass für die Kolonien auch eine stärkere Akzentuierung ihres schweizerischen Charakters im Verkehr mit den Behörden des Gastlandes unter Umständen von grösstem Vorteil sein kann, geht aus den Ausführungen des deutschen Autors der Festschrift hervor, wenn auch die klaren Schlussfolgerungen darin noch nicht gezogen sind. Er betont mehrmals, dass eine allgemeine Tendenz bestehe, die Schweizer mit den Deutschen in einen Topf zu werfen; sie sind eben beide «Allemaes», und während des Weltkriegs, in den Brasilien als Gegner Deutschlands verwickelt war, haben die Schweizer den Mangel an Verständnis für ihre Sonderstellung oft bitter zu spüren bekommen. Die Schule von Helvetia wurde wie alle deutschsprachigen Schulen geschlossen, und selbst der Schützenverein war lange Zeit in Gefahr, seine Waffen an die Regierung abliefern zu müssen. Derartige Missverständnisse können sich wiederholen, und niemand weiss, mit welchen Konsequenzen. Kommt es etwa einmal zu einem Konflikt wegen der überaus intensiven, von Deutschland systematisch betriebenen nationalsozialistischen Propaganda unter den Südamerika-Deutschen, dann sind auch die Interessen der Schweizerkolonien wiederum in Gefahr!

Man muss sich zudem in der Schweiz darüber klar sein, dass ein Verzicht auf die Stärkung der Schweizerkolonien diese, wenn sie ihre Sprache und ihre Eigentümlichkeit erhalten wollen, fast mit Sicherheit der mit grossen Mitteln arbeitenden deutschen Kulturpropaganda in die Arme treibt. Seit dreissig Jahren ist die Schule von Helvetia in den Händen deutscher Lehrschwester, das Pfarramt wird von einem Deutschen verwaltet, und mancherorts hat der Verfasser dieser Zeilen die Beobachtung machen können, dass in der mündlichen Unterhaltung sogar gelegentlich das Hochdeutsche bevorzugt wird. Neben der Assimilation an Brasilien geht eine Assimilation ans Deutschtum vor sich, die vor allem von der Schule her stark gefördert wird. Je gleichgültiger die Schweiz sich verhält, desto entschiedener wird dieser Prozess weitergehen. Und der gegenwärtige Augenblick, in dem in der Kolonie die Führung noch bei Leuten liegt, die sich ihres Schweizertums zu tiefst bewusst sind, ist geeigneter als irgend- ein späterer zum Eingreifen. \* \* \*

Was ist zu tun? Wie kann die Schweiz eingreifen?

Es ist hier nicht der Ort, detaillierte Vorschläge zu machen. Das absolut Wesentliche, ohne das alle andern Massnahmen nutzlos bleiben, ist die syste-

matische Pflege der Nachwanderung. Daneben aber bleiben Möglichkeiten genug offen für eine stärkere Einflussnahme. Mit wie geringen Mitteln kann beispielsweise der Schule in den Kolonien geholfen werden! Die Schweizer Bundesregierung hat vor Jahren einmal der Schule von Helvetia eine Beihilfe von Fr. 3000 zukommen lassen. Beim heutigen Tiefstand der brasilianischen Währung könnte dasselbe Resultat mit wenig mehr als Fr. 1000 erreicht werden. Gewiss ein minimaler Posten in einem Budget, in dem Zehntausende für Kulturförderungszwecke von zweifelhafterem Wert ausgesetzt werden. Und auch von privater Seite, von gemeinnützigen Institutionen, von patriotischen Vereinigungen usw. sollte eine systematische, mit einer grosszügigen Aufklärungskampagne eingeleitete Kulturschutzaktion auf etwelche Mittel hoffen dürfen. Es handelt sich dabei natürlich nicht nur um die eine Kolonie, es gibt deren Dutzende; hier ist nur ein aktuelles Beispiel herausgegriffen worden, um zu zeigen, worauf es ankommt. Wo sind die Schulen, Lehrervereine, die vaterländischen Organisationen, die das Patronat über eine solche Kolonieschule übernehmen wollen?

Aber es kommt nicht nur darauf an, Geld zu geben. Viel wichtiger ist der Menscheneinsatz. Wir haben Hunderte von jungen, stellenlosen Lehrern, die froh wären, ein Stück Welt zu sehen, ihren Horizont zu erweitern. Schicken wir sie in die Schweizerkolonien — sorgfältig für ihre diffizile Aufgabe vorgebildet und vor allem mit Verantwortungsbewusstsein ausgewählt! Lassen wir sie die Verpflichtung eingehen, vier, fünf Jahre auf diesem Posten auszuhalten — es wird kein leichter sein, und sie werden sich mit minimalem Gehalt zufrieden geben müssen —, und geben wir ihnen dafür nachher den Vorzug bei der Anstellung! Alle drei Partner werden mit einem solchen Pakt zufrieden sein: die Lehrer, die auf diese Weise ein fremdes, fernes Land von innen her erleben können, die Kolonien, deren Schulen nicht mehr um eigene Lehrer verlegen zu sein brauchen, und die Schweiz selber, die eine kulturelle Aufgabe erfüllt und zudem für ihre Schulanstalten Lehrer bekommt, die nicht einfach Schulbeamte sind, sondern Erzieher, die in ihren Unterricht etwas von jenem weiten Blickkreis hineinbringen, ohne den alles nationale Denken zur sturen Beschränktheit wird.

\* \* \*

Die Bemerkungen, die hier stehen, wollen nichts sein als eine Reihe von Marginalien zu einem Buch, das im heutigen Augenblick mehr ist als nur die interessante Bearbeitung eines packendes Stoffes. Ihr Zweck ist: mitzuhelfen, dass es ein Ende nimmt mit der Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Schweizer Pioniere jenseits des Ozeans, und den Schnittpunkt anzudeuten, auf dem Auslandsschweizer-Politik und Auswanderungspolitik einander begegnen und zur gemeinsamen Lösung zweier brennender Probleme beitragen können.

---